

Zeitschrift: Mitteilungen der Schweizerischen Gesellschaft für Gartenkultur =
Bulletin de la Société Suisse des Arts du Jardin

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Gartenkultur

Band: 18 (2000)

Heft: 1

Artikel: Ein Garten wunderschön und nützlich seinem Herrn. (Luxorius 6. Jh.) :
der Hortulus des Walahfrid Strabo

Autor: Holzapfel, Hildegard

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-382340>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Garten wunderschön und nützlich seinem Herrn. (Luxorius 6. Jh.) Der Hortulus des Walahfrid Strabo.

«Was für ein Land du immer besitzt und wo es sich finde, ... / nirgends weigert es sich, die ihm eigenen Gewächse zu zeugen, / wenn deine Pflege nur nicht ermattet in lähmender Trägheit, / ... und nur sich nicht scheut, die schwierigen Hände / bräunen zu lassen in Wetter und Wind und nimmer versäumet, / Mist zu verteilen aus vollen Körben im trockenen Erdreich. / Dies entdeckte mir nicht landläufiger Rede Erkenntnis / und nicht allein Lektüre, die schöpft aus den Büchern der Alten: / Arbeit und eifrige Neigung vielmehr... / Tag für Tag haben mich gelehrt durch eigene Erfahrung» (Übers. von W. Näf aus lat. Hexametern in: Stoffler).

Der zitierte Absatz stammt aus dem ersten Gedicht der dreiteiligen Einleitung des Buches von Walahfrid Strabo, in dem er seinen Kräutergarten beschreibt. Das Kapitel ist überschrieben mit den Worten: «Hier beginnt unter glücklichem Stern das Buch über den Gartenbau von Strabus oder Strabo.»

Die Einleitung ist eine Einstimmung in die Tätigkeiten des Gärtners und die Qualitäten, die seine Arbeit verlangt. Eine wichtige Voraussetzung für gutes Gedeihen im Garten ist, dass der Gärtner die Bepflanzung der Beschaffenheit des Bodens, der Lage des Grundstücks und dem Klima anpasst. Nur dann gibt die Erde willig ihre Früchte. *Non negat ingenuos progignere fructus.* Die Grundhaltung des Gärtners ist die Demut, der Mut zu dienen und der Respekt vor der

Eigenheit der Natur und dem Charakter der Pflanzen.

Will er ein geordnetes Wachstum erreichen, und dass jede Pflanze die ihr angemessene Pflege (*cura*) findet, muss er einen hohen Beitrag an Aufmerksamkeit und praktischem Einsatz leisten, nicht nur hier und da, sondern unentwegt. Er darf sich nicht scheuen, sog. niedrige Arbeiten zu tun, will er den Reichtum des Gartens genießen. Dazu gehört z.B. auch das Herbeischleppen von Mist in vollen Körben und sein Verteilen auf das Land. Das gibt Schwielen an den Händen, deren Haut von Wind und Wetter gegerbt wird.

Hier spricht ein Praktiker, der das Gärtnern aus eigener Erfahrung kennt. Dass er auch aus Büchern Anregungen und Kenntnisse schöpft, verhehlt er nicht. Aber entscheidend sind für ihn «*labor et studium*», d.h. harte Arbeit, Neigung und Begeisterung. Das Wort *labor* fällt erst am Schluss dieses Kapitels. Es klang aber schon lange zwischen den Zeilen an und kann als Hinweis auf Vergils *Georgica* gedeutet werden. Beide Autoren schildern keine Idylle, sondern betonen, dass es harter Arbeit und Ausdauer bedarf, um ein zufriedener, erfolgreicher Gärtner zu sein.

Walahfrid Strabo (= der Schielende, der Beinamen weist vielleicht auf ein Augenleiden hin) lebte im 9. Jh. (808/9–849). Mit 15 Jahren wurde er in den Konvent des Klosters Reichenau aufgenommen, wo die Mönche nach der Regel des hl. Benedikt lebten. Zu seiner Zeit war das Klos-

ter ein Zentrum der Frömmigkeit und Bildung. Dem jungen Mönch stand eine reiche Bibliothek zur Verfügung. Er besass sicher eine gute Kenntnis der antiken Literatur, die zu seiner Zeit erreichbar war, und kannte seinen Ovid und Vergil ebenso wie die Fachbücher seiner Vorgänger, z.B. das medizinische Lehrgedicht von Quintus Serenus (3. Jh.), die naturkundlichen Schriften Plinius des Älteren (23/24–79 n. Chr.), die Bücher über die Landwirtschaft von Columella (1. Jh.).

Nach seiner Tätigkeit als Erzieher Karls, des Sohnes Ludwigs des Frommen, wirkte er von 842–849 als Abt in Reichenau. Es war für das Kloster und für ihn eine segensreiche Zeit, in der er seine Gaben als Vater der Mönche, Gelehrter, Erzieher und Dichter voll entfalten konnte. Er starb im Alter von nur 40 Jahren während einer Gesandtschaftsreise nach Aquitanien zu Karl, seinem ehemaligen Schüler. Er ertrank in der Loire.

Kehren wir wieder zum Gedicht zurück, das er wahrscheinlich schrieb, als er im Kloster sein Kräutergärtlein betreute. Der Schwierigkeit des Gartenbaus (*difficultas assumpti laboris*) widmet er das zweite Einleitungskapitel und gibt darin ein anschauliches Beispiel gärtnerischer Schwerarbeit im Frühling.

Dieser Schilderung geht ein dichterisch einfühlsames, von Freude erfülltes Loblied des Frühlings voraus.

«Wenn dann reinere Lüfte die heiteren Tage eröffnen, / Kräuter und Blumen von Zephyr geweckt, ihre schüchternen Triebe / aus den Wurzeln senden zum Licht, die im finsternen Schosse / lang sich verbargen, scheuend und hassend die eisigen Fröste,» /

dann ist die Zeit gekommen, den Boden auf Saat und Bepflanzung vorzubereiten. In den zitierten Versen begegnet uns eine beseelte Natur. Die Pflanzen erwachen, treiben zum Licht und schmücken sich mit frischem Grün; sie haben

Gefühle. Anfangs sind sie noch schüchtern; denn sie hassen und scheuen Kälte und Frost. Hier weht ein vergilischer Geist, der an die Beschreibung des Frühlingsbeginns im Gartenexkurs der *Georgica* IV erinnert.

Doch dann wird die Sache sehr konkret. Die Nesseln und das Unkraut haben auch Lust zu wachsen, verschlingen ihre Wurzeln zu einem fast unentwirrbaren Geflecht. Da hilft nur die Hacke, die die Schlingen der wuchernden Nesseln zerreißt.

Reich an kriegerischem Vokabular ist diese Stelle, als hätten wir es mit der Schilderung einer Schlacht zu tun. Rednerische Übertreibung und dichterische Dramatisierung stehen zusammen mit Anschaulichkeit und realistischer Schilderung. Der Gärtner gewinnt den Kampf und kann in Frieden seine segensreiche Arbeit beginnen.

Er fasst die Beete mit Holzlatten ein, damit die Erde nicht wegrutscht. Sorgfältig hackt er die Beete und bestreut sie mit Dünger (*Tota minutatim rastris contunditur uncis*).

Der letzte Teil der Einleitung ist der Periode des Wachstums und Erntens gewidmet. «*Instantia cultoris et fructus operis*» – beständiger Fleiss des Gärtners und Frucht seiner Arbeit – lautet die Überschrift. Wir lesen Verse voller Poesie und liebevoller Einfühlung in diesem Absatz. Der Frühlingsregen besprengt die junge Saat und der Mondschein umschmeichelt in klaren Nächten die Blätter (*fovet luna comas*). Walahfrid Strabo gibt uns ein rührendes Beispiel seiner Fürsorge und Liebe zu seinen «Zöglingen». Er begießt die Dürstenden tropfenweise aus den eigenen Händen (*propriis palmis guttatim*) damit das Wasser die zarten Triebe nicht hinwegschwemmt. Endlich, nach vielen Anstrengungen und trotz aller Tücke des Wetters gibt die Erde vielfach zurück, was der Gärtner ihr anvertraute.

Nach diesem einleitenden Teil stellt der Dichter uns die einzelnen Pflanzen in seinem

Kräutergarten vor und widmet jeder ein Gedicht. 444 Verse in Hexametern umfasst das Hortulusgedicht. Zwischen Einleitung und Widmung finden sich 2 x 12 Strophen, jeweils die 12. ist der Lilie gewidmet. Der Hortulus ist ein Viereck. Rechts und links der Hauptachse liegen je 4 Beete und nochmals je 4 an jeder Seite. Es fällt auf, dass Walahfrid Strabo die Zahlen, besonders die 4, als Ordnungsfaktor, ziemlich sicher auch als Symbolzahl benutzt. (Stoffler, vgl. S. 26) Die Zahl 4 ist die Zahl der irdischen Welt. Sie hat ihre Entsprechung in den 4 Jahreszeiten, den 4 Himmelsrichtungen, den 4 Elementen (Wasser, Erde, Feuer, Luft). Auf der geistig-religiösen Ebene gibt es 4 Kardinaltugenden, 4 Evangelien, das Kreuz Christi als Mass für die Länge, Breite und Tiefe der Gottes- und Nächstenliebe.

Die Zahl 444 ist eine ganz besondere Zahl. Eine Summe aus drei gleichen Zahlen entsteht, wenn die Quersumme = 12 mit der Zahl 37 multipliziert wird: $12 \times 37 = 444$, $15 \times 37 = 555$, $18 \times 37 = 666$ usw. Die Zahl 37 ist die Zahl des Christusmonogramms χ , x ist im lateinischen Alphabet der 22. Buchstabe, P der 15. Beide Zahlenwerte zusammen ergeben die Zahl 37. Sie ist das Christuszeichen.

Was die Anordnung der Pflanzen des Hortulus betrifft, fällt eine grosse Ähnlichkeit mit dem Herbularius = Kräutergarten des St. Galler Klosterplanes auf. Auch dieser ist fast ein Quadrat, hat eine Mittelachse mit je 4 Beeten und rechts und links davon, je 2 Beete an den Aussenseiten. Am Ende der Mittelachse wachsen Rosen und Lilien. Beide Gärten entsprechen der Idealform des *hortus conclusus* in der karolingischen Zeit.

Die Gärten des Klosters, der Gemüsegarten (*hortus*), der Kräutergarten (*herbularius/hortulus*), der Baum- und Obstgarten (*pomarius*) liegen innerhalb der Klostermauern. Die Umfriedung schafft einen auch rechtlich geschützten Raum.

Der Garten sorgt für die Ernährung der Mönche und ihre medizinische Betreuung bei Krankheit und Unpässlichkeit. Der Abt ist Seelenvater der Mönche, ist aber gleichzeitig Arzt und Apotheker für die Kranken.

Der Klostergarten ist auch ein Ort der Meditation. Seine Ruhe und Stille fördern die Bereitschaft nachzudenken, zu beten. Der Duft und die Schönheit der Pflanzen, ihr Wachsen in einem geordneten Raum spiegeln die Herrlichkeit der göttlichen Schöpfung. Der Abt ist der oberste Gärtner des Klosters wie Christus der Gärtner der Kirche ist. Arbeit und Gebet gehören zum Klosterleben der Benediktiner (*ora et labora*).

Die von Walahfrid Strabo beschriebenen Pflanzen gehen im grossen und ganzen auf die seit der Antike bekannten Arten zurück. Er beschreibt aber nur Pflanzen, die er kennt, deren Heilkraft ihm bekannt ist. Die Art, wie er sie beschreibt, ist nicht die eines Systematikers der Botanik, sondern die eines Menschen, der jede Pflanze genau beobachtet. Er erfasst das Typische ihres Wuchses, ihren Duft, die Form von Blüten und Blättern. Die Verwendung als Heilmittel wird sachlich und praxisnah beschrieben. Es fehlt jeder magisch-beschwörende Ton. Die Pflanzen in Walahfrids Garten würden auch heute noch bei uns, d.h. in einem gemässigten, europäischen Klima gedeihen: z.B. Salbei, Gartenraute, Wermut, Fenchel, Liebstöckl, Ziest, Rainfarn, Schafgarbe, Schlafmohn, div. Minzenarten, Lilien, Rosen.

Nur der Kürbis und die Melonen brauchen ein mildes, geschütztes Klima. Unser Gärtner zieht sie mit Erfolg. Stoffler beruft sich auf Klimastudien, die nachweisen, dass zwischen 800–1200 die Jahresdurchschnittstemperaturen um 1,2–1,4 Grad höher lagen als heute.

Aber gerade das Gedicht über einen solchen wärmebedürftigen Sonderling, den Flaschenkürbis, zeigt die Kunst Walahfrid Strabos auf höchst anschauliche, bildreiche, humorvolle Weise. Es

ist das 4. Gedicht der Strophenreihe und das längste dazu. 152 Verse zählt es und scheint ebenso raumumgreifend zu sein wie der Flaschenkürbis selbst.

Gross ist auch die Faszination des Betrachters. Staunend weist er auf die riesige Pflanze hin, die aus winzigen Samen zu einer stattlichen Höhe emporwächst. Die Blätter werfen gewaltige Schatten (*ingentes umbras*). Aus eigener Kraft winden sich die Ranken in die Höhe. Der Flaschenkürbis schlingt seine Arme (*bracchia*) um die Stützen, die man ihm bereitstellt, wie der Efeu die Ulme umrankt oder wie die am Stamm gezogene Rebe bis zur Baumkrone emporsteigt. Mit immer neuen Vergleichen veranschaulicht Walahfrid das ungestüme Wachstum. Es ist, als ob spinrende Mädchen die weiche Wolle hinüberziehen auf die Spindel. Mehr als 20 Verse braucht es, um dieses Ranken, Steigen und Umschlingen anschaulich zu machen. Das Versende bedeutet keinen Sinnabschnitt, sondern der Text gleitet hinüber in den nächsten Vers, sodass der Eindruck eines ständigen Rankens entsteht. Dabei lässt Walahfrid Details nicht aus, z.B. die kleinen Haken, mit denen die Zweige sich gleichsam anketten, um gegen Stürme gefeit zu sein (*ne vero insano divelli turbine possit*).

Auch die Früchte sind des Lobes wert. «Abwärts gebogen am schwächtigen Stiele hängen die Früchte, / tragen am schlanken, länglichen Halse gewaltige Körper. / Riesenhaft dehnt sich die Fülle dann zum gewichtigen Leibe. / Alles ist Bauch, und alles ist Wanst.» (*Totum venter habet, totum alvus*). Diese Freude an der Üppigkeit der Frucht, der belustigte Blick auf ihren dicken Bauch ist echt und lebendig.

Das zarte Fruchtfleisch liefert eine köstliche Speise. Sie ist süss, saftig, preiswert und gesund. Lässt man die Frucht hängen, austrocknen und verholzen, kann man ein praktisches Gefäss daraus herstellen. Auch hier gibt Walahfrid handfeste

Anweisungen: die Eingeweide (*viscera*) aus dem Bauch herausschneiden, das Innere glätten durch leichtes Drehen des Messers, Ein Schoppen Wein hat immer Platz darin, vielleicht auch mehr. Über die heilende Wirkung der Gabe des «spendenden Bacchus» schweigt sich der Dichter aus.

Die Strophen über Rose und Lilie sollen am Schluss dieser Betrachtung stehen. Ihre Schönheit, ihr Duft und ihre Farbe geben ihnen allein schon eine herausragende Stellung im *hortulus* wie auch im Gedicht. Die Lilie wird im 15. Gedicht, also in der Mitte des *hortulus* beschrieben und nochmals zusammen mit der Rose als krönender Abschluss im 26. Gedicht vor der Widmung. Beiden Pflanzen wird heilende Kraft zugeschrieben. Die Lilie wirkt gegen den Biss der giftigen Schlange. Die Blüten werden im Mörser zerrieben und mit schwerem Falerner gemischt. Bei Quetschungen legt man die Blüten auf die bläuliche Stelle. Schliesslich ist Liliensaft auch gut bei Verrenkung der Glieder (*haec etiam laxis prodest contusio membris*).

So nüchtern-praktisch endet eine Strophe über die leuchtende Lilie (*lilia candentia*). Der Beginn ist ein ekstatischer Gesang. Das schimmernde Weiss der Lilie ist ein Widerschein «schneeigen Glanzes» (*simulacra nivei nitoris*). Ihr Duft erinnert an die Wälder von Saba, wo aus dem Harz der Boswellia-Bäumchen Weihrauch hergestellt wurde. Sie übertrifft an Weisse den parischen Marmor, aus dem der Künstler seine Figuren meisselt. Selbst die Narde kann es mit dem Duft der Lilie nicht aufnehmen.

Zum zweiten Mal erscheint die Lilie, wie schon erwähnt, im Schlussgedicht. Wieder wird ihr Duft besungen (*odor imbuit auras*). Die folgenden Verse jedoch weisen auf die religiöse Symbolik der Pflanze hin. Sie ist ein Symbol der Reinheit. Zerreibt man die Blüte, verliert sie Schönheit und Duft. Nur unverletzt und unbefleckt von Sünde und Begierde verströmt sie den

Duft der Reinheit. Zusammen mit der Rose ist die Lilie ein Sinnbild der Kirche (*ecclesiae summas signant per saecula palmas*).

Die Rose, gemeint ist hier die *rosa gallica*, die mit unserer *centifolia* verwandt ist, ist für Walahfrid Strabo die «Blume der Blumen». Sie überstrahlt alle an Kraft, Farbe und Duft. Das Rosenöl gilt als segensreich für die Menschen.

Ihre purpurnen Blüten erinnern an das Blut der christlichen Märtyrer, deren Reinheit des Glaubens die Lilie verkörpert. Die Rose steht auch für die Reinheit Mariens, der Mutter Jesu. Er und seine Jünger besitzen die Tugenden beider Blumen.

Schon im vorangegangenen Liliengedicht klang andeutungsweise die religiöse Symbolik an, als von der Lilie als Mittel gegen das Gift der Schlange die Rede war. Die Schlange steht in der religiösen Symbolik für das Böse und die Sünde. Auch der Duft der Wälder von Saba kann ein Hinweis sein auf die Kirche, die vom Duft des Weihrauchs erfüllt ist.

Am Schluss des Hortulus-Gedichtes widmet Walahfrid Strabo sein kleines Opus (*nullius in puncto*) seinem verehrten Lehrer und geistlichem Vater (*pater doctissimus*) Grimaldus (+872). Zwischen Einleitung und Schluss der Widmung, den Segenswünschen des Autors, steht eine kleine Phantasie, die noch einmal die freundliche Zuwendung des Dichters zu den Menschen und sein aufmerksames Beobachten zeigt. Walahfrid sieht im Geiste seinen Lehrer unter schattigen Obstbäumen im Garten sitzen, vielleicht mit seinem Buch in der Hand. Knaben, Klosterschüler spielen um ihn herum. Sie sammeln reife Pfirsiche

und bringen sie Pater Grimaldus, «legen sie in die geräumige Höhlung ihrer Hände, / mit ihren Fingern versuchend, die Kugel zu umspannen».

Dieses kleine Idyll im Garten mag für sich stehen. Es kann auch ein Bild dafür sein, dass Lehren und Erziehen der Arbeit des Gärtners gleicht, der mit Bedacht und liebevoller Zuwendung seine Zöglinge betreut und dafür im glücklichen Fall die Früchte seiner Arbeit empfängt.

Für Walahfrid Strabo ist die Tätigkeit des Gärtners nicht nur auf ein bearbeitetes, bepflanztes Stück Gartenland beschränkt. Er sieht sich selbst als Erzieher und Vater seiner Mönche in der Rolle des Gärtners, für die er, soweit wir es erraten können, eine hohe Begabung besass.

Hildegard Holzapfel
Mülibachstrasse 28
8617 Mönchaltorf

Benutzte Literatur:

- Hans-Dieter Stoffler, Der Hortulus des Walahfrid Strabo: Aus dem Kräutergarten des Klosters Reichenau, Sigmaringen: Jan Thorbecke Verlag, 5. Aufl. 1997.
- Hinter Mauern ein Paradies. Der mittelalterliche Garten. Peter Cornelius Mayer-Tasch und Bernd Mayerhofer (Hg.). Insel-Bücherei Nr. 1184, 2. Aufl. 1998.
- Helga Thoene in: Cöthener Bachhefte 7, Sonata g-Moll für Violine. Der verschlüsselte Lobgesang, BWV 1001 von J.S. Bach, Köthen 1998.
- Dieter Hennebo, Gärten des Mittelalters, München und Zürich: Artemis 1987.